

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 11

Artikel: Thomas findet Geld
Autor: Wasmuth, V.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hafte Bildung dermaßen, daß er schon mit 16 Jahren Gedichte verfaßte, denen kein Mensch das jugendliche Alter anmerkt. In einem Liede „Sehnsucht“, das sowohl für Hebbel's menschlichen als dichterischen Charakter sehr bezeichnend ist, heißt die letzte Strophe:

„Und würfen sich Welten in meine Bahn,
Ich würde die Welten erfliegen.
Dich Hohe, Himmlische, zu umfahn,
Zu den Wolken flög ich, zum Himmel hinan;
Die Hölle selbst würd' ich besiegen.“

Einige seiner früh entstandenen lyrischen Gedichte wurden dank der Teilnahme der Romanschriftstellerin Amalie Schöppe in einer Hamburger Zeitschrift veröffentlicht. Hebbel begab sich persönlich dorthin, wo er seine Bildung vervollständigte und sich auch die Mittel erwarb, um sich nachher auf den Universitäten Heidelberg und München dem Studium der Philosophie, Geschichte und Literatur widmen zu können. Nach Hamburg zurückgekehrt, entstand dort rasch nacheinander seine Dramen „Judith“, „Genoveva“ und „Der Diamant“. Im Jahre 1842 wandte er sich nach Kopenhagen, wo er die „Maria Magdalena“ begann. Vom Dänenkönig Christian VIII. erhielt der Dichter eine Unterstützung, die ihm eine Reise nach Paris und Rom ermöglichte, worauf er in Wien bleibenden Aufenthalt nahm. Hier fesselten ihn das Spiel und die Persönlichkeit der Schauspielerin Christine Enghaus in solchem Grade, daß er sich im Mai 1846 mit ihr verheiratete. Am 13. Dezember 1863 starb er in Wien, wo ihm, wie auch in seinem Geburtsort Wesselsburen ein Denkmal errichtet wurde.

Friedrich Hebbel war ein Dramatiker großen Stils. Ein volles Duzend dramatischer Werke hat er geschaffen, und „alle tragen den Stempel eines Genies, einer starken Kraft, aber auch einer herben Schrullenhaftigkeit, einer Phantasie, die, wie Heise meinte: „Unterm Eise brühet!“ Neben den schon genannten Tragödien „Judith“, „Genoveva“ und „Maria Magdalena“, seien noch erwähnt „Herodes und Marianne“, „Agnes Bernauer“, „Gyges und sein Ring“ und vor allem seine gewaltige Nibelungentriologie: „Der gehörnte Siegfried“, „Siegfrieds Tod“ und „Kriemhildes Rache“. Dieses gewaltigste seiner gewaltigen Dramen, eine Widmung an seine Frau Christine, gefüllt Hebbel den größten Dramatikern der Weltliteratur zu.

Hebbels Dramatik überragt durch Umfang und Wucht seine Gedichte solchermaßen, daß von dem Lyriker Hebbel überhaupt nicht oder nur nebenbei gesprochen wird. Und doch gibt es Literaturkenner, die leise die Vermutung ausgesprochen haben, daß nach einigen Menschenaltern nur noch die Gedichte Hebbels leben werden, „während die Dramen dann ehrfürchtiges Staunen bei den Aufführungen an besondern Gedenktagen erregen werden“.

Die Urteile namhafter persönlicher Kenner Hebbels weichen stark voneinander ab, stimmen aber alle in dem Eindruck einer außerordentlichen Persönlichkeit überein. Es gelten von ihm seine eigenen Worte: „Was einer werden kann, das ist er schon“ und „Ich bin immer so, wie die meisten Menschen nur im Fieber sind“. Mörike urteilte über ihn: „Dieser Hebbel ist ein Blutmensch durch und durch, zugleich von einem schneidenden Verstand, und wo er Liebe, Anerkennung spürt, wie bei mir, nichts weniger herb und verlegend, wofür er insgemein gilt, vielmehr recht gut und menschlich.“ Andere Dichter, wie Alfred Meißner, hielten ihn für einen maßlos von sich eingenommenen Selbstanbeter, wenn er sagt: „Hebbel interessierte in der Welt nur ein Wesen und eine Sache: Hebbel und die Sache Hebbels.“ In der Tragödie „Maria Magdalena“ läßt Hebbel den Meister Anton das trostlose Wort sagen: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!“, womit er sich selbst als Jünger des Pessimisten Schopenhauer bekennt. Zu keinem seiner großen Zeitgenossen stand Hebbel in einem dauernden Freundschaftsverhältnis, vielmehr hielt er sich griesgrämig von ihnen fern und führte gelegentlich eine scharfe Klinge gegen die kritischen Berserker. So in seiner geistreichen Dichtung „Michelangelo“, wo er sagt:

„Ihr schlägt mit der Rose die Lilie tot,
Ihr fordert die Kirsche vom Feigenbaum.“
Und seine Forderung: „Bescheidenheit gegen den Vordermann!“ gilt noch heute als geflügeltes Wort. Eines der schönsten Gedichte Hebbels, sein liebliches „Sommerbild“, möge seinen Gedenktag beschließen:

„Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,
Sie war, als ob sie bluten könnte, rot;
Da sprach ich schauernd im Vorübergehn:
So weit im Leben, ist zu nah am Tod!
Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leise strich ein weißer Schmetterling;
Doch, ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
Bewegte, sie empfand es und verging.“

R. Sch.

Thomas findet Geld

Von B. Wasmuth.

Planlos und unruhig irrte Thomas durch die Straßen der kleinen Industriestadt. Gegen den heftigen regenschweren Westwind hatte er den Kragen seines Mantels hochgeschlagen und die leeren Hände in den Taschen vergraben. Aber nicht nur gegen Wind und Wettertribsal hatte er sich in sich verkrochen; wider die Anstürme des Lebens, vor den Anfechtungen der Welt war der Mantelfragen hochgeklappt, waren die Hände in den Taschen zu Fäusten geballt. — Wie ein Igel rollte er sich zusammen, aber die wehrhaften Stachel wuchsen ihm nicht.

Er war tief verzweifelt. Ach, nichts von Welterschmerz und Kämpfen der Jugend war in seiner Not, keine enttäuschte Liebe, kein verschmähter Ehrgeiz, nichts Romantisches, von dem die Dichter schreiben. Dennoch nicht weniger schmerzhaft... — Er brauchte Geld. Gewiß, auch die materielle Not hat schon Dichter gefunden. Aber es war auch nicht so, daß er etwa kein Brot gehabt hätte, um seinen Hunger zu stillen, oder kein Dach über dem Kopf, ein Heimatloser. Er war jung und ledig, aß an seiner Mutter Tisch und schlief in dem gleichen Zimmer noch immer, das einst den Schuljungen beherbergt hatte. Nein, das alles war es nicht. Er brauchte Geld für andere Leute und doch auch für sich. Er spürte zum ersten Mal in seinem Leben das Wort Wirklichkeit werden und Schmerzen zufügen, das Wort: Verantwortung.

In dem Industriestädtchen, in einer Zeit wirtschaftlichen Aufschwungs aufgewachsen, hatte er sich, jung wie er war, gleich vielen, gleich allen, gedrängt, aus dem großen Topfe des Wohlstandes auch einen Löffel gefüllt zu bekommen. Er hatte einen kleinen Stanzbetrieb eröffnet, ohne viel Kapital, versteht sich. Das lief ja alles von selbst. Sechs Arbeiter fanden Arbeit — und Brot, wie der junge Unternehmer sich stolz sagen konnte, und sein Selbstbewußtsein war gewachsen. — Aber es ging nur eine kurze Zeit gut. Die Blüte war nur eine Scheinblüte. Allzuvielen drängten sich um den verlockenden Topf. Die Zahlungen blieben aus, und schon in der zweiten Woche nun warteten die Arbeiter auf ihren Lohn. Gewiß saßen sie nun alle sechs, denn heute war Zahltag, zu Hause in Mutters Stube, breitspurig und düster, und der rothaarige Martin schwor den andern drohend: „Heute gehen wir aber nicht eher weg, bis wir unser Geld haben!“

Ach, er konnte es ihnen nicht verargen. Vier der Arbeiter hatten Frau und Kinder. Sollte er, Thomas, die Schuld tragen, wenn sie hungerten? Zum Teufel, ja, er trug sie.

Weiß Gott, es war entsetzlich feig von ihm, davonzulaufen und sich zu drücken. Aber wie konnte er ihnen in die Augen sehen? Am liebsten lief er bis ans Ende der Welt, entliefe er dem Leben. Konnte es nicht wie ein Unglücksfall aussehen, wenn er vor den Zug, unter ein Auto geriete? Und er wußte nichts mehr von den schweren Gedanken, die ihn so gräßlich quälten und sein Innerstes zermürbten. Aber würden davon Jochen Walfers Kinder und die andern satt? Das war doch in Wirklichkeit keine Lösung. Es war eine Traumlösung, und eine maßlos feige dazu.

Den Kopf tief in den Schultern, die Augen auf das schmutzige Pflaster gesenkt, bog er um manche Ecken, ohne Nachdenken und Absicht die menschenleeren Straßen suchend. — „Ich fahre nochmal nach 3.“, hatte er der ängstlichen Mutter gesagt. „Ich versuch's nochmal, irgendwo Geld aufzutreiben! Und hatte gewußt, daß das eine Lüge war, daß er nicht nach 3. fahren würde, denn eine solche Fahrt war zwecklos, das hatte er schon das letzte Mal erfahren. Es war so demütigend und trostlos, sich diesen achselzuckenden Abfuhren nochmal auszusetzen, für nichts und wieder nichts.“

So irrte er nun schon stundenlang durch die Straßen des Heimatküdtchens, suchte den Bekannten auszuweichen, sah weder rechts noch links und wartete auf das Wunder. Er glaubte nicht an Wunder. Er hatte nur das bestimmte und nicht eben neue Gefühl, daß, wenn die Verzweiflung am größten, die Erlösung daraus am nächsten ist. Aber in diesem Fall gab es wohl keinen Ausweg. Er hatte schon in seinem Geiste alle Bekannten Revue passieren lassen, — es kam niemand mehr in Frage, den er um das Geld bitten konnte. Sonst, in weniger ernstern Situationen, hatte es ihm stets ein gewisses Vergnügen bereitet, wenn er etwas erwartet hatte, alle Möglichkeiten sich vorweg vorzustellen in Gedanken, alle Formen, die die Lösung annehmen konnte, um dann, immer von neuem überrascht von des Lebens Reichtum und Vielfalt der Möglichkeiten, die nie gedachte Lösung zu erleben. Aber was konnte es hier für eine Lösung geben? Das sind die Stimmungen, in denen schlimme Vorfälle geboren werden, Verbrechen, Unterschlagungen, Raubmorde, wenn Gelegenheit und Veranlassung Vorschub leisten — und der Jüngling erkannte erschreckt, daß es ihm möglich war, solche Menschen zu verstehen, und unmöglich, sie zu verurteilen.

Während sich sein Geist in solchen Niederungen erging, hatten seine Augen, ohne sich's recht bewußt zu werden, auf dem schmutzigen Grauweiß des Bürgersteiges ein blaues Ding erblickt, das, als er näherkam, zu einem dünnen blauen Heft mit steifem Einband wurde. Wie erwachend, bückte sich Thomas schnell danach, und als er das Büchlein in Händen hielt, klappte es von selbst auseinander und zeigte seinen tieferstaunten Augen ein ganzes Päckchen mit Geldscheinen. „Mensch...“, flüsterte er fassungslos, „ein Sparkassenbuch...“ Er erhaschte noch rasch die Endzahl 9015 der Eintragungen, schickte seine Blicke verstoßen ringsum, die Häuserreihen entlang... nein... nein, die Straße war leer, die Fenster zeigten keinen Neugierigen, nirgends bewegte sich ein Vorhang hinter den vor dem Wind versperrten Scheiben. Niemand hatte etwas gesehen, und das Büchlein verschwand in seiner Brusttasche und lag nun über seinem bangen Herzen. — Gott, soviel Geld! Das Wunder war geschehen. — Er dachte nichts, er grübelte nicht mehr, sein vorher erloschenes Antlitz begann zu strahlen, sein Schritt beflügelte sich, er schlug unverzüglich den Heimweg ein.

„Da kann man wirklich einmal sagen, daß ‚Geld auf der Straße liegt,‘ frohlockte er, während er seines Weges eilte. „Da verliert jemand ein Vermögen, und ich bin der glückliche Finder.“ Als er dies dachte: „der glückliche Finder“ schob sich an die Stelle dieser Worte der Klang der noch weit öfter gehörten Phrase „der ehrliche Finder“ und ließ ihn erschrecken. Ehrlich? War das, was er mit dem Geld im Sinne hatte, das, was ihn froh machte, eben zum „glücklichen“ Finder machte, ehrlich? Gott, die Leute sagen viel daher! Wenn der Fall einen wirklich und selbst betrifft, sehen die Dinge ganz anders aus. Wer würde wohl so dumm sein an seiner Stelle, das Geld abzuliefern? Ja, das Geld! Aber da gab es noch ein Sparkassenbuch, dessen Einlösung er gar nicht wagen konnte noch (wohl eben deshalb) wollte. Und auch das Geld! Am Ende hatte doch jemand gesehen, wie er den Fund vom Pflaster hob? Vielleicht auch waren die Nummern der Scheine notiert und die Geschäftsleute vor ihrer Annahme gewarnt? Das alles konnte man nicht zu Ende denken... Hinter jeder Frage stand, fern, doch drohend, ein gräßliches Wort: Fundunterschlagung! Furchtbar, das klang wie Diebstahl! Gab es nicht auch Gefängnis

dafür? Lächerlich, kam ja gar nicht in Frage! Er ertappte sich bei dem absurden Gedanken, es könnte jemand eigens zur Prüfung seiner Anständigkeit das kleine Vermögen auf dem Bürgersteig niedergelegt haben. Alle Freude konnte einem vergehen... .

Vor allem mußte man ja erst zu Hause in Ruhe feststellen, wem das wertvolle Päckchen eigentlich gehörte. Arm konnte ja jemand nicht sein, der soviel Geld auf der Kasse hatte und soviel auf einmal hintrug. (So argumentiert wohl auch ein Dieb, wenn er den Reichen bestiehlt und nicht den Armen!) — Er versuchte, alle drohenden Gedanken, die von dem kleinen Heft in seiner linken Brusttasche ausgingen, zu unterdrücken. Das erste, worauf es ankam: Er konnte seine Arbeiter bezahlen, und er würde sie bezahlen.

Dennoch konnte er nicht verhindern, daß seine Ueberlegungen in der natürlichen Richtung des eintretenden Ereignisses liefen, und als er die Gedanken betrachtete, die seinen Kopf seit dem Fund heimgesucht hatten, gewann er eine neue, niedererschlagende und grundsätzliche Erkenntnis: Ach, der Mensch ist nicht so ohne weiteres gut. Wenn nicht Gesetz wäre, Gesetze und Strafen für deren Verletzung und die allgemeine Anschauung von der Moral, so würde er selten „gut“ handeln, sondern recht eigennützig. Und Thomas war sich nicht mehr so sicher, ob es ein glücklicher Fund war, den er gemacht hatte. —

Als er das Haus betrat, kam ihm die Mutter, die auf das Öffnen der Haustür gelauert hatte, ängstlich entgegen. „Hast du's?“ flüsterte sie gespannt. „Die drinnen warten schon seit einer Stunde.“

Er nickte stumm, aber nicht so froh, wie er es noch kurze Zeit zuvor getan hätte.

„Woher?“ wollte sie wissen.

„Bitte, frag mich nichts! Nachher erzähl' ich dir alles!“

Sie machte große Augen, als er das Geldpäckchen herauszog, ihm drei große Scheine entnahm und sie bat, das Geld gegenüber in der Gastwirtschaft wechseln zu lassen. Ihr ahnte nichts Gutes, aber sie ging schweigend, den Auftrag auszuführen. Ungeduldig ging er im Flur auf und ab, bis sie wiederkam.

„Kannst mir helfen, die Lohntüten fertigmachen!“ Sie gingen in sein Zimmer und ordneten das Wechselgeld zu sechs Päckchen. „So“, sagte er, „jezt wird ausgezahlt!“

In der Stube war die Stimmung schon am Bitterwerden, aber die Gesichter wurden hell, als die blauen Umschläge zum Vorschein kamen. „Na also“, sagten sie, und: „Nichts für ungut, Herr Thomas!“ und „Schönen Dank auch!“ Und der Jochen Wasser drückte ihm die Hand und sagte zum Trost: „Wird schon wieder werden, langsam!“ — Brummend und mit schwereren Tritten gingen sie. —

Endlich konnte er das blaue Heft in Ruhe betrachten, das Geld zählen und der aufgeregten Mutter mitteilen, was sich ereignet hatte. — Es stellte sich heraus, daß außer der Nummer im Sparkassenbuch nur ein Name ohne Adresse vermerkt war: Cornelia Kluge, Wwe.

„Kluge?“ rief die Mutter, „du, ich glaube, das ist die Witwe von Fabrikant Kluge in der Windmühlenstraße, weißt du?“ Sie lief nach dem Telephonbuch. Ja, da stand es: Kluge, Cornelia, Wwe., Windmühlenstraße 17.

„Was meinst du, Mutter“, sagte Thomas zaghaft, „muß ich das Geld zurückgeben?“ Die braucht es doch sicher nicht so nötig.“

„Natürlich mußt du“, staunte die Mutter. „Es ist doch nicht dein Geld. Und am besten noch heute abend, damit sie sich nicht so lange darum grämt.“

Ja, die Mutter war doch ein besserer Mensch. Für sie gab es da keine Probleme. Natürlich! sagte sie und dachte gleich an der Anderen Sorgen.

„Ja, ja“, stammelte er sinnend, „aber was mach' ich nun... Ich habe doch einen Teil des Geldes schon ausgegeben!“

„Na, das kannst du ihr schon erklären, und daß du es halt so bald wie möglich zurückzahlst.“

Fortsetzung auf Seite 261.

(Fortsetzung von „Thomas findet Geld“.)

„Das wird ein schwerer Gang werden, Mutter!“

„Ja, Junge, was du dir eingebrocht hast, mußt du auch auslöffeln. Aber sie wird schon froh sein, das Geld überhaupt wiederzubekommen. Da ist das andere vielleicht nicht so schlimm.“ —

Der Gang durch die dunkelnden Straßen war ganz anders als der vor einer Stunde. Keiner der früheren Zweifel plagte ihn mehr. Die Entschlossenheit, „gut“ zu handeln, gab ihm ein beruhigtes, festes Gefühl, und nur ein wenig bang ward ihm, wenn er an die bevorstehende Auseinandersetzung mit einer fremden Frau dachte. Witwel! Man konnte nie wissen, ob solch alte Damen das nötige Verständnis für einen derartigen Fall aufbrachten.

Als er an der hübschen kleinen Villa draußen in der Gartenvorstadt die Glocke gezogen, spähte hinter dem öffnenden Diener ein ältliches Mädchen nach ihm aus, das in dem hageren Gesicht vom Weinen geschwollene Augen zeigte. Heiß durchfuhr ihn der Schrecken: nicht die Fabrikantenwitwe hätte er geschädigt, wenn er den Fund behalten, sondern dieses arme Geschöpf! Sicher hatte sie das Geld verloren! Und das hatte er verantworten wollen! Von einer Verantwortung befreit, hätte er sich leichtsinnig, ohne zu denken, eine neue aufgebürdet!

Als er bei Frau Kluge in einer dringenden Angelegenheit gemeldet zu werden bat, kam eine leise Hoffnung in das Gesicht des Mädchens, aber sie wagte nicht zu fragen und ging mit dem Diener.

„Frau Kluge läßt bitten!“ verkündete der, wiederkehrend, und geleitete ihn in ein helles, mit einigen wenigen erlebten Stücken eingerichtetes Zimmer, das Kultur, Geschmack und Wohlhabenheit seiner Bewohner verriet. Er setzte sich zögernd, aber da kam sie schon herein; Cornelia Kluge. Nein, sie war durchaus keine alte Dame. Das Gesicht war klar und unrunzlig, die Haare von tiefem Braun, die Gestalt aufrecht und jung. Thomas faßte sogleich Vertrauen, denn der Ausdruck ihrer Augen war gut und warm, und nur tiefe Schatten darunter zeugten von frischem, noch untergegangenem Kummer.

Thomas nannte artig seinen Namen, bat der unpassenden Besuchsstunde wegen um Entschuldigung und begann, über seine Lage zu berichten, wie sie gewesen, bevor er einen gewissen Fund gemacht hatte. Er ärgerte sich, als er einen leisen Argwohn auf ihrem Gesicht keimen sah und ihr Mund sich energischer schloß, da der Verdacht, er sei ein gewöhnlicher Bittsteller, nach dem bisher Erzählten nicht von der Hand zu weisen war.

„Und in dieser Lage“, sagte er hastig, um diesen Ausdruck auszulöschen, „legten Sie mir dieses in den Weg . . .“, er zog das Büchlein aus der Tasche und hatte die Genugtuung, sie lächelnd und überrascht zu sehen. Ihr Antlitz überzog sich mit einer hellen Freude. „Ueber dieses Hindernis“, wagte nun auch er, die Sache ins Scherzhafte zu wenden, „bin ich in solcher Stimmung ein wenig gestolpert, und nun bin ich sehr zwerfichtlich, daß Sie's mir nicht gar so übelnehmen, wenn ich bei Ihnen nun gewissermaßen eine ‚Zwangsanleihe‘ gemacht habe.“

„Nein, nein!“ protestierte sie, „so wollen wir das nicht nennen. Sie vergessen ja, Herr Thomas, daß Ihnen ein Funderlohn zufließt. Ja“, sie durchblätterte rasch das Päckchen Geldscheine, „Sie haben nur einen Teil dessen bereits genommen, was Ihnen ohnedies zukommt.“

Er errötete.

„Nachdem Sie nun so freundlich waren“, fuhr sie lebhaft fort, „mir ausführlich die Vorgeschichte des Fundes zu erzählen, so will ich Ihnen meinerseits vertrauensvoll die Vorgeschichte des Verlustes nicht vorenthalten. Ich habe nach dem Tode meines Mannes vor fünf Jahren begonnen, für die spätere Ausbildung meines Sohnes zu sparen. Er ist jetzt 17 und möchte gern Medizin studieren. Ich bin nun ein wenig altmodisch und halte ein Sparkassenbuch für eine sichere Sache. Nicht mit unbedingtem Recht, wie man sieht . . .“ Sie lächelte. „Aber so lange wir noch so ehrliche Funder haben, eigentlich doch.“

Er wurde wieder rot, und er fühlte sich so unwürdig und verlegen, als sei er noch ein Schuljunge und der Lehrer lobte ihn für eine gut gelöste Rechenaufgabe, die er doch nur von jemand abgeschrieben hatte. Sie merkte es nicht und erzählte weiter: „Bis jetzt haben wir zu leben, ohne alle Sorgen. Aber, nicht wahr? man weiß nicht, was kommen kann. Das Mädchen, die Minna, sollte heute die letzte Summe einzahlen, und kam nach Hause und hatte alles verloren.“ Während ihrer Worte durchfuhr ihn — wie den Reiter, der über den zugestorenen Bodensee geritten, ohne es zu wissen — nachträglich der Schrecken: Ach, wieviele hätte er unglücklich gemacht mit seiner Fundunterschlagung: die Zukunft eines jungen Mannes ruiniert, eine Frau in Sorgen gestürzt, das Mädchen . . .

Seine Gedanken unterbrach ihr Ausruf: „Aber ich will doch gleich meiner Minna sagen, daß sie sich keine Sorgen mehr zu machen braucht!“

Das Mädchen erschien sofort, als ob sie darauf und nicht weit davon gewartet hätte, und stand rot, verlegen, an ihrer Schürze nestelnd, vor ihnen.

„Also, Minna, das Geld ist da!“ verkündete Frau Kluge fröhlich. „Kannst wieder ein freundlicheres Gesicht machen und dich bei Herrn Thomas dafür bedanken.“

Minna ergriff unbeholfen seine Hand mit ihrer rauhen und murmelte: „Vielen Dank auch, ja, danke vielmals!“ und wischte sich die Augen.

Als sie wieder allein waren, fragte Thomas: „Hätte sie das Verlorene ersehen müssen?“

„Ach nein“, wunderte sie sich, „wie hätte sie das können?“

„Wäre sie . . . hätte sie ihre Stelle verloren?“ wollte er weiter wissen, während alle Gewissensbisse von neuem auf ihn einstürzten.

„Nein, nein, wie hätte ich das verantworten können?“ wehrte sie ab. — Ja, da war es wieder, andere Menschen wußten wohl um die Verantwortung, die sie trugen. „Es hätte mir ja ebenso gut passieren können“, setzte sie hinzu.

„So müßte sie auch jetzt nicht den Funderlohn tragen?“

Sie lächelte. „Ich kann Sie beruhigen, Herr Thomas. Zwar wäre es sicher ein recht gutes Erziehungsmittel zur Achtsamkeit, aber ich glaube ohnehin nicht, daß sie mir noch etwas verliert, die Gute. Die Aufregung war schon Strafe genug. Und von uns dreien — Sie werden verzeihen! — kann ich den Verlust, glaube ich, noch am besten verschmerzen. Warum auch wollen Sie das Glück nicht freudig empfangen, das Ihnen einmal begegnet ist?“

„Ach, ich danke Ihnen“, sagte er mit solcher Ueberzeugung, daß sie verlegen wurde.

„Nein, nein“, entgegnete sie, „ich habe Ihnen viel mehr zu danken. Ach, ich bin so froh! Und ich freue mich wirklich, daß gerade Sie der Funder sind und den Funderlohn so gut brauchen können. Ich werde es Ihnen nie vergessen, daß Sie mich von soviel Sorgen befreit haben!“

„Es ist mir ehrlich peinlich“, gestand er zögernd, „daß Sie mich anscheinend für einen guten Menschen halten. Das bin ich wirklich nicht, leider. Wissen Sie, daß ich Ihnen beinahe das Geld nicht zurückgebracht hätte . . .? Wenn meine Mutter nicht gewesen wäre . . . Jetzt werden Sie nichts mehr mit mir zu tun haben wollen, aber das muß ich Ihnen sagen!“

Er sah ungläubig, daß sie sich nicht mit Abscheu von ihm wandte. „Aber wissen Sie denn nicht?“ rief sie, „gut zu sein, ohne darum zu kämpfen, das ist kein besonderes Verdienst. Das ist höchstens eine gute Gewohnheit. Erst die Zweifel machen uns stark. Umso wertvoller ist der Sieg!“

„Ja, aber meine Mutter . . . Und auch Sie . . .“ Er verstummte.

„Wenn Sie einmal erst so alt sind wie Ihre Frau Mutter und ich, werden Sie alles anders sehen“, tröstete sie.

Als er nach einer Stunde, die erfüllt gewesen mit tiefschürfendem Gespräch, das Haus verließ, wußte er, daß er einen Menschen gefunden hatte. Darüber hinaus erkannte er, daß von allen Funden, die ihm der Tag gebracht hatte, der der größte war, der ihn zu sich selbst zurückgeführt hatte.